

Birgit Lermen

„Hand in Hand mit der Sprache“

Die Lyrikerin Hilde Domin

Die jüdische Lyrikerin Hilde Domin gehört zu den bedeutendsten Autoren der gegenwärtigen deutschen Literatur. Sie ist neben Rose Ausländer die einzige jüdische Lyrikerin in Deutschland, die Krieg und Verfolgung überlebte, weil sie sich dem Zugriff der nationalsozialistischen Henker rechtzeitig entziehen konnte.

Als sie am 4. Dezember 1983 für ihre Bemühungen um geistige Toleranz zwischen den Völkern und für ihr durch die Exilerlebnisse bestimmtes Werk den nach Nelly Sachs benannten Kulturpreis der Stadt Dortmund erhielt, sprach sie in der Dankrede von ihrer persönlichen Beziehung zu Nelly Sachs. Obwohl die beiden Dichterinnen nie zusammengekommen sind, war ihr Verhältnis so eng, daß Nelly Sachs der um 21 Jahre Jüngeren ihren Band „Flucht und Verwandlung“ widmete mit den Worten: „Für Hilde – verschwistert von Anbeginn“. Die Gedichte der in Schweden lebenden Lyrikerin brachten Hilde Domin die Befreiung von den Bildern aus den Konzentrationslagern. In einem „Offenen Brief“ vom Juli/August 1966 spricht sie „öffentlich“ aus, was Nelly Sachs für sie „getan“ hat: „Als ich Deine Gedichte las, im Winter 59/60, also fast 15 Jahre später, da hast Du meine Toten bestattet, all diese fremden furchtbaren Toten, die mir ins Zimmer kamen.“ Sie hat diese Gedichte „mit Leidenschaft gelesen“ und gesteht: „Ich sehe kein zweites Werk, das diese Toten, diese so besonders unglücklichen Toten unter den vielen schlecht gestorbenen, der Erinnerung der Menschheit einfügt wie das Deine. Das müssen wir alle Dir danken: wir, die Überlebenden“ (V 136f.)¹.

Wie Nelly Sachs gehörte Hilde Domin zu den „Überlebenden“, „die verschont wurden als Opfer“ (V 137); und wie Nelly Sachs bezog auch sie ihren Lebensmut aus der Kraft des dichterischen Wortes, das sie allerdings erst als Neununddreißjährige entdeckte. So schreibt sie in ihren autobiographischen Notizen:

»Ich, H. D., bin erstaunlich jung. Ich kam erst 1951 auf die Welt. Weinend, wie jeder in diese Welt kommt. Es war nicht in Deutschland, obwohl Deutsch meine Muttersprache ist. Es wurde spanisch gesprochen, und der Garten vor dem Haus stand voller Kokospalmen... Meine Eltern waren tot, als ich auf die Welt kam. Meine Mutter war wenige Wochen zuvor gestorben“ (V 34).

Hilde Domin, die sich mit dem Geschenk einer tragenden Bindung an die Eltern durch die Wirrnisse der Fremde hindurchrettete, war durch den Tod der Mutter existentiell erschüttert. Im Abgesang des Gedichtes „Herbst“ teilt sie mit (N 62):

Eine alte Frau, die vor uns stand,
war unser Windschutz,
Unser Julilaub,
unsere Mutter,
deren Tod
uns
entblößt.

Der Tod der Mutter wurde ihr zu einem solchen Schlüsselerlebnis, daß sie von diesem Jahr an ihre Geburt als Dichterin datiert: „Als ich nach dem Tode meiner Mutter... an eine Grenze kam, da hatte ich plötzlich die Sprache...“ (A 30). Ihr bisheriges Leben hatte sich „als Vorbereitung“ (V 37) für ihr „zweites Leben“ erwiesen. Das Schreiben von Gedichten wurde zu einem Akt der Befreiung von den schmerzlichen und erschütternden Erfahrungen des Exils, wie sie selbst erklärt: „Ich war ein Sterbender, der gegen das Sterben anschrieb. Solange ich schrieb, lebte ich“ (V 18).

Den Eintritt in ihr neues Leben empfand sie als Heimgehen: „Ich stand auf und ging heim in das Wort“ (A 31). Äußeres Zeichen ihres Neubeginns war die Änderung ihres Namens: Sie nahm den Namen Domin an, ein Kürzel der amtlichen Bezeichnung ihres damaligen Exils Santo Domingo. Diese Entscheidung erläutert sie in dem Gedicht „Landen dürfen“²:

Ich nannte mich
ich selber rief mich
mit dem Namen einer Insel
gerade als ich an Land ging.

Die Kraft zum Neubeginn schöpfte sie aus dem unzerstörbaren Vertrauen, „dem Urvertrauen“, mit dem ihre Eltern sie „versorgt“ hatten, so daß sie von sich sagen kann: „Ich bin als ein Mensch des Dennoch bekannt“. Ihr „Leben lang“ zehrte sie von der Geborgenheit, die sie in ihrer Kindheit erfahren durfte (A 23). Sie wurde am 27. Juli 1912 als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts in Köln geboren und verbrachte mit einem jüngeren Bruder ihre Kinder- und Jugendjahre in einer Atmosphäre, in der sie „immer, ohne Angst, die Wahrheit sagen“ durfte. In den Erinnerungen an den Vater berichtet sie: „Ich durfte, was ich wollte, und man hielt mir, so gut es ging, die Hand unter oder auch über und beschützte mich.“ Obwohl sie „ein zartes“, von den „Eltern überdies noch verzärteltes Kind“ war, das „erst spät zur Schule geschickt“ wurde, bezeichnet sie sich als „enfant terrible“ (V 12, 10, 35, 13).

Die Kompromißlosigkeit des Vaters hatte schon früh ihr Rechtsgefühl geprägt, und so zerriß sie „vor Wut und Kummer“ ihr dunkelblaues Seidenkleid, weil sie „das Abitur mit 2 statt mit 1“ machte, da der Schulrat ihr Engagement für Paneuropa bestraft hatte (V 35). Aus Begeisterung für ihren Vater studierte sie zunächst Jura; später wechselte sie zu „Wissenschaften, die die Welt ‚verändern‘“

(V 11). Sie studierte in Berlin und Heidelberg Nationalökonomie, Soziologie und Philosophie und hörte vor allem Karl Jaspers und Karl Mannheim. Was sie diesen akademischen Lehrern verdankte, umriß sie in einem Interview:

„Jaspers sieht das Sichauflösen im Scheitern und das Seiner-selber-Innewerden im Scheitern, also in der Grenzsituation. Das ist eine Sache, die habe ich gelebt... Mannheim hat uns das Sich-selber-Relativieren beigebracht, d. h. die eigene Situation dauernd in Beziehung sehen zu der Gesamtsituation.“³

Im Exil befand sie sich schon 1932, bevor es staatlicherseits aufgezwungen wurde. Sie hatte in Heidelberg den jüdischen Kunststudenten Erwin Walter Palm kennengelernt, einen Mann, „der in fast allem das Gegenteil“ ihres Vaters war (V 12). Mit ihm unternahm sie im Oktober 1932 eine Studienreise nach Rom, die dann jedoch zur ersten Station ihres langjährigen Exils wurde. Zunächst war sie nur versuchsweise emigriert: „wie man ins kalte Wasser geht, auf Zehenspitzen“⁴. Aber als sich das „Exil auf Probe“ als unabänderlich erwies, erfuhr sie die „Extrem-situation“ (P 9) als „ein gewaltsames und unfreiwilliges Herausnehmen“ eines Menschen „aus dem normalen Kontext seines Lebens“ (V 143). Mit Erwin Walter Palm, den sie nach der Promotion an der Universität Florenz (mit einer Arbeit über die Staatstheorie der Renaissance) 1936 geheiratet hatte, galt sie als rassistisch Verfolgte, obwohl sie in einem Ambiente jüdisch-großbürgerlicher Welt-offenheit aufgewachsen war. Ihre Eltern waren zwar nicht aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten, fühlten sich aber nicht als Glaubensjuden, so daß in ihrer Kindheit jüdische Gottesdienste und jüdische Feste nicht vorkamen, „sondern nur Weihnachten, Ostern, Nikolaus“. Die Dichterin erinnert sich (A 64f.):

„Dabei wußten wir von klein auf, daß wir Juden waren. Trotz des Religionsunterrichts blieb es ein unklarer, eben nicht gelebter Begriff, von dem mein Vater, von mir als Kind befragt, sagte, er bedeute ihm nichts. Er fühle sich nur als Deutscher.“

Für sie ist „Jude-sein“ „keine Glaubensgemeinschaft“, „keine Volkszugehörigkeit“, sondern eine „Schicksalsgemeinschaft“ (A 66f.):

„Ich habe sie nicht gewählt wie andere Gemeinschaften, die dann zu Schicksalsgemeinschaften werden. Ich bin hineingestoßen worden, ungefragt wie in das Leben selbst.“

Dennoch leugnet sie ihr Judentum nicht, sondern erkennt und bekennt (A 67f.):

„Im Augenblick, wo ich bereit bin, es zu stemmen und damit zu leben, wird es auch zu einer Quelle der Kraft. Ich verdanke diesem aufgezwungenen Schicksal Erfahrungen, die mir sonst fremd geblieben wären. Extremerfahrungen. Ich bejahe sie.“

Ihren Standort beschreibt sie im „Offenen Brief an Nelly Sachs“: „Du, Glückliche, du glaubst. ... Du hast es für uns alle definiert: „An uns übt Gott Zerschlagen““ (V 137). Hier enthüllt sich eine Sehnsucht nach etwas, das ihr zustehen könnte, das sie aber nicht gefunden hat. Und so erinnert diese Briefstelle an Peter Stephan Jungk, der in seinem 1981 erschienenen „Rundgang“ sein Jerusalem-Erlebnis im Ausruf konzentriert: „Könnte ich glauben, dann hätte ich Heimat.“⁵ „Heimat“ fand Hilde Domin nicht im Judentum, aber auch nicht in den

Orten ihres Exils, selbst nicht in Rom, obwohl ihr Mann hier als Archäologe eine erfüllende Tätigkeit hatte und sie als Sprachlehrerin und Übersetzerin sinnvoll beschäftigt war. Sie schreibt über diese Jahre (V 77):

„Es war eine glückliche Zeit, aus der wir ununterbrochen aufgeschreckt und aufgejagt wurden... Objektiv und von außen gesehen, war es eine Hundezeit.“

Der Besuch Hitlers in Rom 1938, der die Verhaftung vieler Hitlergegner und -opfer zur Folge hatte, führte zu dem raschen Entschluß, „alles im Stich“ zu lassen (V 77) und in der Nacht nach Sizilien zu fahren. Von dort flohen sie 1939 nach England, wo sie mit den Eltern Hilde Domins zusammentrafen, die 1933 aus Deutschland emigriert waren. Die Dichterin berichtet über diese Station ihrer Sprachodyssee (A 27f.):

„In England lebten wir dreisprachig. Italienisch war unser beider Privatsprache. Es war so gut wie ein Geheimcode. Mit den Eltern sprachen wir deutsch. Und im übrigen bemühten wir uns... um das Englische... Überraschenderweise konnten wir ... von einem Tag zum andern fließend Englisch.“

Bei Kriegsausbruch im September 1939 war ihr Vater so tief erschüttert, daß er – wie die Tochter berichtet – „weinte“, weil er sie „nicht beschützen konnte“ (V 15). Das Gastland wurde zum Feindland: Ihr fast 70-jähriger Vater wurde verhaftet und erst freigelassen, als er ein Visum bekam und mit der Mutter nach New York reisen konnte, wo er kurz danach an den Anstrengungen und Demütigungen der Vertreibung starb. Die Eltern hatten ihr letztes Geld mit der Tochter geteilt, die so mit ihrem Mann England verlassen konnte, um „im untersten Deck eines kleinen Dampfers“ (A 28) weiter westwärts zu fliehen. Die Erfahrungen dieser Heimatsuche dokumentiert das Gedicht „Graue Zeiten“ (I 14):

Menschen wie wir unter ihnen
fuhren auf Schiffen hin und her
und konnten nirgends landen

Menschen wie wir unter ihnen
durften nicht bleiben
und konnten nicht gehen

Menschen wie wir unter ihnen
standen an fremden Küsten
um Verzeihung bittend, daß es uns gab.

1940 fanden Hilde Domin und Erwin Walter Palm in der Dominikanischen Republik eine Bleibe. Sie liebten die Insel, fühlten sich aber als „paßlose Menschen... wie eingemauert“: „Wir liebten das Land, in dem wir gefangen waren... Wir verzweifelten dauernd“ (V 90, 83f.). Hilde Domin hatte täglich „in sich die Heimatlosigkeit“ zu bekämpfen, obwohl die Menschen sie gastlich aufnahmen, wie es im Gedicht „Apfelbaum und Olive“ heißt (N 11):

und in fernen Ländern
schiebt man dir einen Stuhl an den Tisch
an der Seite der Hausfrau
und jedes gibt dir von seinem Teller
wenn die Schüssel schon leer ist.

Ihr Mann konnte schon bald an der Universität von Santo Domingo Vorlesungen halten. Sie arbeitete als Sprachlehrerin, Übersetzerin, Photographin und vor allem als Sekretärin ihres Mannes. 1948 übernahm sie an der Universität ein Lektorat für Deutsch. Ihre Studenten waren vorwiegend Professoren, denen sie die „permanente Flucht“ als „permanente Sprachherausforderung“ darstellte. Ihr Geständnis, daß sie die „Texte gewendet habe, wie andere Kleider wenden“ (A 30), beweist, daß sie die Sprachen ihrer Exilländer – Italienisch, Englisch und Spanisch – perfekt beherrschte. Dennoch fühlte sie sich in diesen Sprachen als „Fremder“ (R 50):

„Unsere Sprache sprichst du“,
sagen sie überall
mit Verwundern.
Ich bin der Fremde,
der ihre Sprache spricht.

Obwohl sie den Einheimischen näher kam, weil sie sich mittels der gemeinsamen Sprache auf die gleiche Ebene mit ihnen begeben konnte, blieb sie außerhalb: „Wir sind Fremde / von Insel / zu Insel“ (N 44). Das Gedicht „Exil“ schildert ihre bis zum Äußersten gehende Bemühung um die fremde Sprache (H 20):

Der sterbende Mund
müht sich
um das richtig gesprochene
Wort
einer fremden
Sprache.

Auch in der extremsten aller möglichen Lebenslagen verläßt sie nicht die Verantwortlichkeit gegenüber einer Welt, die sie nicht als die ihrem Herzen nahestehende erleben kann. Das Unvereinbare (der „sterbende Mund“ und das „richtig gesprochene Wort“) zeugt vom Bemühen, von sich selbst abzusehen und die andersgeartete Realität korrekt wiederzugeben. Dennoch verliert das Fremd-Sein dadurch nicht seinen ausschließenden Charakter. Im Gedicht „Wen es trifft“ fühlt sich das lyrische Ich sogar „entblößt“ und „ausgestellt“ (N 46):

Wen es trifft,
der wird aufgehoben
wie von einem riesigen Kran
und abgesetzt
wo nichts mehr gilt,
wo keine Straße

von Gestern nach Morgen führt.
Die Knöpfe, der Schmuck und die Farbe
werden wie mit Besen
von seinen Kleidern gekehrt.
Dann wird er entblößt
und ausgestellt.

Diese Zeilen leiten einen Vorgang ein, der nicht erlebt, höchstens erlitten, vielleicht ertragen werden kann: Er setzt ein als punktuell gezielter Griff nach dem Menschen, dem die Rolle des Passiven aufgezwungen wird. Der „riesige Kran“, der Auslöser der sich steigernden Schreckenstaten, überschreitet die angemessene Dimension und nimmt dem Menschen jede Möglichkeit, sich zu entziehen. In dieser äußersten Preisgegebenheit aber gelingt dem verantworteten Wort die Rettung. Das Ich hält der übermächtigen Instanz die „kleine Stimme“ entgegen (H 16):

Dies ist unsere Freiheit
die richtigen Namen nennend
furchtlos
mit der kleinen Stimme

einander rufend
mit der kleinen Stimme
das Verschlingende beim Namen nennen
mit nichts als unserm Atem.

Die Sprache war für Hilde Domin „das Unverlierbare, nachdem alles andere sich als verlierbar erwiesen hatte. Das letzte, unabnehmbare Zuhause.“ Aber dieses „Zuhause“ fand sie nur in der deutschen Sprache, weil ihr nur die „Muttersprache“, „die Sprache der Kindheit“, „die Kontinuität“ ihres „Menschseins“ garantierte (A 12, P 9). Im „Offenen Brief an Nelly Sachs“ sagt sie über den vor dem Rassenhaß flüchtenden Exildichter (V 140):

„Und während er noch flieht und verfolgt wird, vielleicht sogar umgebracht, rüstet sich sein Wort schon für den Rückweg, um einzuziehen in das Lebenszentrum der Verfolger, ihre Sprache. Und so erwirbt er ein unverlierbares Bürgerrecht, als wenn er friedlich hätte zu Hause bleiben dürfen und vielleicht sein Wort nicht diese Kraft einer äußersten Erfahrung hätte, die es so stark macht (oder auch gar nicht erst entstanden wäre). Und er kann nicht anders als die Sprache lieben, durch die er lebt und die ihm Leben gibt. In der ihm doch sein Leben beschädigt wurde.“

Erst als sie ihre Muttersprache, die zugleich die Sprache ihrer Verfolger war, wiedergefunden hatte, konnte sie nach Deutschland zurückkehren (A 31 f.):

„Das Wort aber war das deutsche Wort. Deswegen fuhr ich zurück über das Meer, dahin, wo das Wort lebt... Die Freude, frei sagen zu können, was ich will, wie ich es will, frei zu atmen und den Sprachduktus in Übereinstimmung mit der eigenen Atemführung zu spüren, das ist eine der Hauptfreuden beim Wieder-Zuhause-Sein, für einen Autor.“

Nach 22jährigem Exil vollzog sich die Rückkehr nach Deutschland etappenweise: Erstmals kehrten Hilde Domin und Erwin Walter Palm im Frühjahr 1954 auf Einladung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zurück. Sie besuchten Hamburg, Berlin, Frankfurt und die Heimatstadt Köln (H 19):

Die versunkene Stadt
für mich
allein
versunken

Ich schwimme
in diesen Straßen.
Andere gehen

Die alten Häuser
haben neue große Türen
aus Glas.

Die Toten und ich
wir schwimmen
durch die neuen Türen
unserer alten Häuser.

Fast ein Jahr wohnte sie mit ihrem Mann in München, und sie erkannte in dieser Zeit, daß sie „hier ein wenig mehr / als an andern Stätten / zuhaus“ ist (A 72). 1957 kamen sie ein zweites Mal nach Deutschland, als der Fischer-Verlag die Dichterin ihren deutschen Lesern vorstellte. Sie schreibt über diese Begegnung: „Danach öffneten sich mir alle Redaktionen und alle Arme. Es war eine euphorische Heimkehr“ (V 38).

Erst neun Jahre nach ihrem Aufbruch aus Santo Domingo ließen sich Domin und Palm 1961 endgültig in ihrer alten Universitätsstadt Heidelberg nieder – er als Universitätsprofessor, sie als freie Schriftstellerin. Hilde Domin war „wie betrunken von so viel Wiedersehen“ und bekennt: „Die Rückkehr, nicht die Verfolgung, war das große Erlebnis meines Lebens.“ Die Rückkehr in das „Land, in dem unsagbare Furchtbarkeiten unter dem Schweigen und Wegsehen aller geschehen waren“, blieb jedoch ein „Erlebnis von äußerster Zerbrechlichkeit“ (A 70). Und so bezeichnet sie in ihrem dritten, 1964 erschienenen Lyrikband das „Hier“ als das „Land / wo wir das Fremdsein / zu Ende kosten“ (H 24).

Das Exil ist kein äußeres mehr, kein zeitlich definiertes und also aufhebbares, sondern ein „Unverlierbares“ (H 28):

Unverlierbares Exil
du trägst es bei dir
du schlüpfst hinein
gefaltetes Labyrinth
Wüste
einsteckbar.

Obwohl sie erklärte, daß die Bundesrepublik der „gutartigste Staat“ sei, „den es seit Hermann dem Cherusker auf diesem Territorium gegeben“ habe⁶, sorgt sie sich „um das Vertrauen und den Mißbrauch des Vertrauens schlechthin: den Dispens von Treu und Glauben, der das hämische Heruntersehen auf den anderen zum Code macht für jeden, der ein bißchen ‚in‘ sein will“ (A 69f.).

Ihrer letzten Lyriksammlung „Ich will Dich“ stellte sie als Motto zwei Zeilen aus ihrem Gedicht „Abel steh auf“ voran: „damit es anders anfängt / zwischen uns allen“ (I 5). Sie erinnert warnend an die „Grauen Zeiten“ und beschwört im ersten Gedicht die Freiheit (I 7):

Freiheit Wort
das ich aufräumen will
ich will dich mit Glassplintern spicken
daß man dich schwer auf die Zunge nimmt
und du niemandes Ball bist.

Ihr, der Überlebenden und Zurückgekehrten, ist es, als wäre sie

aus dem zehnten oder zwanzigsten Stock
– der Unterschied ist gering
beim Salto mortale
ohne Netz –
auf ihre Füße gefallen...
und mit knapper Not
vor dem Wechsel des roten Lichts
den Schnauzen der Autos entkommen (N 50).

Aber ihr zentrales Thema bleibt das Exiliertsein: als Erlebniswirklichkeit durchlittener Geschichte und als Chiffre für Extremerfahrungen der *Conditio humana* in unseren Tagen (V 156). Ihre Gedichte sind – wie Horst Meller sagt – „Erfahrungsspiegelungen eines Treibens auf den bittersten Wassern der Zeit, nicht eines Ankommens“⁷. Darum warnt sie vor der Gewöhnung (R 49):

Gewöhn dich nicht.
Du darfst dich nicht gewöhnen.
Eine Rose ist eine Rose.
Aber ein Heim
ist kein Heim.

Dennoch setzen ihre „Lieder zur Ermutigung“ Zeichen der Hoffnung wider alle Hoffnung (R 59):

Unsere Kissen sind naß
von den Tränen
verstörter Träume.
Aber wieder steigt
aus unseren leeren
hilflosen Händen
die Taube auf.

Hilde Domins lyrisches Werk, das Rechenschaft ablegt über den Menschen und seine Stellung in dieser Welt, ist geprägt von einer Paradoxie, die einerseits hartnäckiger Widerstand ist gegen die üblichen Sicherheiten, andererseits Absage an die Hoffnungslosigkeit, ein kühnes Vertrauen in den Halt, der im Schwebenden liegt (R 60):

Vertrauen, dieses schwerste
A B C.
Ich mache ein kleines Zeichen
in die Luft,
unsichtbar,
wo die neue Stadt beginnt,
Jerusalem,
die goldene,
aus Nichts.

Charakteristisch für ihre Lyrik ist sowohl der appellative Charakter als auch die dialogische Struktur, vor allem die bestimmende Form der Anrede. Ihre Gedichte sind innere Zwiesprachen, Dialoge mit sich selbst. Sie schaffen „Atemraum für Freiheit“ innerhalb unserer „gesteuerten Gesellschaft“ und helfen dem Menschen, „der Wirklichkeit Herr zu werden, die ihn auszulöschen droht“⁸. Personales Zentrum der Gedichte ist nicht nur das treffbare, sondern auch das getroffene Ich, nicht nur das verletzbare, sondern auch das verletzte Ich. Dieses Ich ist durch etwas hindurchgegangen, es führt ein Gestern mit sich, über dessen Bezug zum Heute und Morgen es Rechenschaft ablegt. Es erfährt das Leben als Spannungsfeld, das sich nie als sichere Linie einer eingeübten Lebensform verfolgen läßt, sondern von Entscheidung zu Entscheidung greift. In der Höchstform seiner Verwirklichung und in der letzten Konsequenz seiner Verantwortung ist es immer ein „gekreuzigtes“, auserwählt und bloßgestellt, bezahlend mit seiner gesamten Existenz: „Nur der gekreuzigte / beide Arme / weit offen / der Hier-Bin-Ich“ (I 19).

Das Leid ist der biographische Kontext, aus dem das lyrische Werk Hilde Domin erwachsen ist. Auch wenn in den späteren Gedichten nicht mehr das unmittelbar erlebte Leid die geistig-seelische Grundlage ist, so schimmert doch die wachsame Beobachtung dessen durch, der dem Leid auf der Spur geblieben ist und deshalb die leisen Anzeichen möglicher neuer Leid-Erfahrung um so eher registriert. Die eigene Verletzbarkeit ist in den Hintergrund getreten und angesichts der verletzten geistigen Weltstruktur von untergeordneter Bedeutung. Hilde Domin, deren Gedichte gelesen und „gebraucht“ werden und, wie die „Körper der Liebenden, in der Anwendung erst richtig gedeihen“, erklärt zu Recht:

„... wenn alle es heute mit Kafka halten, der sagt, seine Taube sei heimgekehrt und habe ‚nichts Grünes‘ gefunden, so sehen meine Gedichte mit aufgerissenen Augen, wie abgefressen alle Wiesen sind, wie leer die Äste. Wie es überall hohl ist. Und vor Schrecken fliegen sie dann so weit und so hoch, daß sie irgendwo doch noch ein – schon ganz durchsichtiges – Blau oder Grün erwischen. Wie wir es in Wahrheit doch alle immer wieder tun, denn sonst leben wir nicht. Das Nur-Negative ist eine Attitüde“ (V 41).

ANMERKUNGEN

¹ Die Abkürzungen bezeichnen folgende Werke Hilde Domin: A: Aber die Hoffnung (München 1982); H: Hier (Frankfurt 1964); I: Ich will Dich (München ²1973); N: Nur eine Rose als Stütze (Frankfurt 1959); P: Die Paradoxien des Exils, in: Dt. Akademie für Sprache und Dichtung, Jb. 1983; R: Rückkehr der Schiffe (Frankfurt 1962); V: Von der Natur nicht vorgesehen (München ³1981).

² In: Die Zeit, 23. 7. 1982.

³ Zit. n. H. Meller, Hilde Domin, in: Dt. Dichter der Gegenwart, hrsg. v. B. v. Wiese (Berlin 1973) 360.

⁴ Ebd.

⁵ P. S. Jungk, Rundgang (Frankfurt 1981) 20.

⁶ Zit. n. H. Hartung, Hand in Hand mit der Sprache, in: FAZ, 28. 8. 1982.

⁷ Meller, a. a. O. 364.

⁸ H. Domin, Wozu Lyrik heute. Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft (München ³1975) 31.